

Psychotherapie und Neurowissenschaften – Quo Vadis?

Psychotherapy and Neuro Science – Quo Vadis?

Karin Skop

Kurzzusammenfassung

In diesem Beitrag wird auf die Verschmelzung von Psychotherapie und Neurowissenschaften eingegangen und gezeigt, dass eine neurowissenschaftliche Fundierung der Psychotherapie problematisch ist, weil der implizite Reduktionismus des Subjektiven in der KlientInnenbehandlung keinerlei nennenswerten Fortschritt bringt. Das Projekt einer Neuropsychotherapie hat im letzten Jahrzehnt an Brisanz verloren, die es möglicherweise außerhalb der neurowissenschaftlichen Gebietsverneinung und Heilsversprechen nie gehabt hat. Die Hypothese, dass das neurowissenschaftliche Programm in der Psychotherapie nur am Rande rezipiert wird und in der Psychotherapiewissenschaft eine untergeordnete Rolle spielt, wird anhand aktueller Beispiele und Literatur dargelegt. Dabei ist vor allem zu bedenken, dass sich die bis dato einzig wahrnehmbaren Versuche eine neuropsychotherapeutische Schule zu etablieren, nicht im Geringsten in der Praxis der Psychotherapielandschaft durchgesetzt haben. Was eindeutig für den Fortbestand eines Methodenpluralismus spricht.

Schlüsselwörter

Psychotherapie, Psychotherapiewissenschaft, Neurowissenschaften, Neuropsychotherapie, Neuro-Psychoanalyse, Methodenpluralismus.

Abstract

Within the following piece, the fusion of psychotherapy and neuroscience will be elaborated and, in effect, will show that a neuroscientific foundation of psychotherapy is problematic. This is because the implied reductionism of the subjective does not result in any considerable progress during the treatment of clients. The aim of creating a neuro-psychotherapy lost its topicality within the last decade, which it potentially never has had beyond the boundaries of neuroscientific area collection and the promise of salvation. The hypothesis that the neuroscientific approach in psychotherapy is solely marginally received and plays a minor role within the psychotherapeutic sciences, will be expounded on the basis of contemporary examples and literature. With this in mind, it needs to be considered that the only perceptible attempts that were made up until now, in order to establish neuro-psychotherapeutic groundwork, have not been put across successfully in practice of the psychotherapeutic field. This clearly underpins the maintenance of methods pluralism.

keywords

psychotherapy, psychotherapy science, neuroscience, neuro-psychotherapy, neuro-psychoanalysis, methods pluralism.

1 Einführung

Psychotherapie und Neurowissenschaften, eine Paarung, die sich in den 1990er Jahren gefunden beziehungsweise angenähert hat. Heute, knapp 30 Jahre später, könnte man meinen, diese Beziehung wäre im „Sande verlaufen“. Den Höhepunkt hatte diese Vereinigung sicherlich Anfang der 2000er Jahre, wie auch Peter Henningsen, Mediziner und Psychotherapeut, in seinem Geleitwort zu Jürgen Brunners (Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie) „Psychotherapie und Neurobiologie. Neurowissenschaftliche Erkenntnisse für die psychotherapeutische Praxis“ (2017) schreibt: „Spätestens seit der Jahrtausendwende waren die Neurowissenschaften plötzlich »in« und wurden weit über den Kreis derer, die diese neurobiologische Wissenschaft betreiben, rezipiert und diskutiert.“ (Henningsen, 2017, S.7) In der *neuro-psychotherapeutischen* Landschaft hat sich allerdings seit der Jahrtausendwende nicht sehr viel ereignet. Nach wie vor stellen die Neuropsychotherapie nach Grawe und die Neuro-Psychoanalyse von Kaplan-Solms und Solms Meilensteine und die bis dato einzig wahrnehmbaren Versuche einen *neuropsychotherapeutischen Ansatz* zu etablieren, in der Geschichte der Neuro-Psychotherapie dar. Auch in den Neurowissenschaften sind im Hinblick auf die Psychotherapie die ganz großen Durchbrüche ausgeblieben. Fragt man hingegen Neurowissenschaftler, erhält man eine ganz andere Sicht der Dinge: Nämlich den unaufhaltbaren Fortschritt auf diesem Gebiet, bis hin zu utopisch anmutenden Forschungsprojekten, wie sich anhand der Ausführungen des Psychiaters, Dieter F. Braus, demonstrieren lässt: „Die internationale Psychiatrie und Psychotherapie hat in den letzten 20 Jahren eine rasante Entwicklung genommen. Auf hohem naturwissenschaftlichem [!] Niveau sind durch die methodischen Weiterentwicklungen in der Bildgebung und der Molekularbiologie vielversprechende Werkzeuge geschaffen worden, die Ätiologie und die Pathogenese psychischer Störungen mehrdimensional zu erforschen. Mit dem Brain Activity Map Project und dem europäischen Human Brain Projekt soll der Bauplan des ‚Geistes‘ entschlüsselt werden, indem die Arbeitsweise mit Daten der unterschiedlichen Werkzeuge (von Nanosonden über Elektronenmikroskopie bis zur Bildgebung) unseres Denk- und Emotionsorgans am Supercomputer simuliert wird.“ (Braus, 2014, S.146)

Deutschsprachige Literatur zum Thema Psychotherapie und Neurowissenschaften/Neurobiologie gibt es in überschaubarer Anzahl, exemplarisch werden hier einige Sammelwerke, Monografien und Lehrbücher erwähnt:

- Fühlen, Denken, Handeln (2009), Gerhard Roth
- Gehirn, Psyche und Körper (2011), Johann Caspar Rüegg
- Neurobiologie der Psychotherapie (2011), Günter Schiepek
- Psychiatrie, Psychoanalyse und die Biologie des Geistes (2012), Eric Kandel
- Psychotherapie und Neurowissenschaften (2012), Heinz Böker & Erich Seifritz
- Wie das Gehirn die Seele macht (2014), Gerhard Roth & Nicole Strüber
- Neurobiologie und Psychotherapie (2014), Georg Juckel & Marc-Andreas Edel
- Aus Sicht des Gehirns (2015), Gerhard Roth
- Psychotherapie und Neurobiologie (2017), Jürgen Brunner
- Neustart im Kopf (2017), Norman Doidge

Ein Trend lässt sich daraus aber durchaus erkennen, nämlich dass das Interesse an Psychotherapie und Neurowissenschaften noch nicht zur Gänze verebbt ist, dennoch: Großartig neue Erkenntnisse beziehungsweise Errungenschaften, wie sie zum Beispiel noch um die Jahrtausendwende antizipiert wurden, lassen (immer noch) auf sich warten, was auch Henningsen bestätigt: „Inzwischen ist die Begeisterung für die Neurobiologie merklich abgekühlt, die gleichen Autoren, die noch 2004 ein überoptimistisches »Manifest der Hirnforschung« veröffentlicht hatten, mussten 10 Jahre später eingestehen, dass ihre Hoffnungen auf die wissenschaftliche Aufklärung vieler Aspekte des menschlichen Erlebens und Verhaltens durch die Hirnforschung viel weniger realisierbar zu sein scheinen als damals angenommen.“ (Henningsen, 2017, S. 7)

Auch die Schweizer Psychiater und Psychotherapeuten, Heinz Böker und Erich Seifritz, weisen im Vorwort ihres Sammelwerks „Psychotherapie und Neurowissenschaften“ (2012) auf noch immer aktuelle Tatsachen hin: „Trotz der beeindruckenden Erfolge neurowissenschaftlicher Forschung zeigt sich, dass die neurobiologische Erforschung von Psychotherapieeffekten in gewisser Weise noch in den Kinderschuhen steckt und eine kritische Reflexion der Möglichkeiten und Grenzen neurobiologischer Erforschung von Psychotherapieeffekten, ihrer klinischen Relevanz und ihrer Chancen für die Zukunft notwendig ist.“ (Böker & Seifritz, 2012, S. 11) Gerhard Roth, einer der bekanntesten Hirnforscher im deutschsprachigen Raum, stellt seine Forschungsaktivitäten immer wieder in den Dienst der psychotherapeutischen Weiterentwicklung. Er selbst ist ein Verfechter der Neuro-Psychotherapie. Der Fairness halber muss aber an dieser Stelle erwähnt werden, dass er immer wieder betont, selbst kein Psychotherapeut zu sein. Roth stellt Überlegungen zum Setting als auch zu Wirkmechanismen der Psychotherapie an: „Die entscheidende Rolle bei der Psychotherapie spielt das Gefühl des Patienten, mit all seinen »Macken« vom Therapeuten akzeptiert und nicht wie üblich von der familiären oder kollegialen Umwelt abgelehnt zu werden. Es kann sich im günstigen Fall dadurch ein neues Vertrauensverhältnis zwischen »Ich« und »Du« einstellen, das – aufgrund welcher Ereignisse auch immer – gestört wurde oder nie vorhanden war. Dieses neue Vertrauensverhältnis und damit die neue Beziehungserfahrung kann die schweren Verletzungen des Ich-Welt und des Ich-Du-Verhältnisses zumindest mildern.“ (Roth, 2003, S. 439) Wenn es darum geht, wie genau Psychotherapie aus neurobiologischer Sicht „wirkt“, scheinen (noch) keine konkreten Ergebnisse beziehungsweise Erkenntnisse auf. Relativ klar scheint aber zu sein, dass Psychotherapie wirkt. Mehr oder weniger auch neurowissenschaftlich „messbar“. Hierbei geht es um strukturelle Veränderungen im Gehirn, die durch bildgebende Verfahren „sichtbar“ gemacht werden. Dennoch muss aber selbst Roth einräumen: „Allerdings ist es aus neurowissenschaftlicher Sicht noch unklar, wie Psychotherapie im Einzelnen wirkt. Wir können davon ausgehen, dass psychische Konflikte mit dem Entstehen bestimmter Netzwerke in der Amygdala (und anderen limbischen Zentren) einhergehen, z.B. aufgrund »fehlerhafter« emotionaler Konditionierungen oder aufgrund traumatischer Erlebnisse, die zu psychischen Leidenszuständen und zu »Fehlhandlungen« führen.“ (Roth, 2003, S. 439) Aufgrund der medizinischen Ausrichtung der angrenzenden Disziplinen, wie der Psychosomatik oder der Psychoneuroimmunologie, liegt die Auseinandersetzung mit der naturwissenschaftlichen Neurobiologie auf der Hand, wie Johann Caspar Rüegg, ein Schweizer Mediziner, ausführte: „Während ausschließlich psychoanalytisch bzw. hermeneutisch orientierte Psychosomatiker der älteren Generation wenig Verständnis für die biologische Blickrichtung hatten – da dabei der Mensch auf eine ‚seelenlose Maschine‘ reduziert werde [...] –, hat die heutige Psychosomatik einer eher

interdisziplinären Sichtweise Platz gemacht: ‚Kein klinischer Psychosomatiker kann die biologisch-naturwissenschaftliche Ebene ausgrenzen, sie bildet stets einen wichtigen Teil seines Denkens und Handelns‘, schreibt der Heidelberger Psychosomatiker Gerd Rudolf in der Einführung zu seinem Lehrbuch ‚Psychotherapeutische Medizin und Psychosomatik‘ [...].“ (Rüegg, 2011, S. 2f.) Rüegg schreibt in seinem Werk „Gehirn, Psyche und Körper“ (2011) über psychische Traumatisierungen, die sich oft in psychosomatischen Beschwerden äußern und denen man manchmal nur sehr schwer „auf die Schliche“ kommt, da sie durch die vordergründig körperlichen Symptome verdeckt werden: „Traumatische Erfahrungen liegen oft psychischen und psychosomatischen Störungen zugrunde. Sie graben sich ins prozedurale (implizite) Gedächtnis ein, indem sie neuronale Netzwerke des Gehirns verändern. Psychotherapie (sprechende Medizin) wirkt, indem sie ihrerseits das Gehirn verändert!“ (Rüegg, 2011, S. 144) Der Psychologe Günther Schiepek beschäftigt sich mit der „Neurobiologie der Psychotherapie“ (2011) und versucht ebenfalls zu erforschen, wo genau Psychotherapie im Gehirn „ansetzt“: „Neben einer Funktions- und Strukturveränderung von Neuronen und Neuronennetzen dürften Psychotherapieinduzierte Lernvorgänge sogar die Entstehung von neuen Neuronen aus Stammzellen (u.a. im Hippocampus) anregen. Eine solche Neuro(neo)genese könnte einen bedeutenden Wirkmechanismus der Psychotherapie darstellen (z.B. aufgrund der Zusammenhänge zwischen Stress und reduzierter Stammzellproliferation) und damit zu einem relevanten Forschungsansatz für eine zukünftige Neurobiologie der Psychotherapie werden. Allerdings lassen sich ein entsprechender Nachweis und eine Lokalisation der Neuronenentstehung mit nichtinvasiven (z.B. bildgebenden) Methoden im Humanexperiment noch nicht durchführen. Angewiesen ist man somit bislang auf biochemische Marker der Neurogenese [...].“ (Schiepek, Heinzl, & Karch, 2011, S. 2)

Schiepek spricht ein essentielles Thema an, wenn es darum geht, dass die Psychopharmaka-Industrie die Psychotherapie zu „ersetzen“ droht: „Nicht bestätigt haben sich anfängliche Befürchtungen, die neurobiologische Erforschung der Psychotherapie würde zu einer Biologisierung der Behandlungsmethoden (z.B. in Richtung Pharmakotherapie) und auch des Menschenbildes oder gar zu einer Auflösung der Psychotherapie führen. Zielsetzung des gesamten Projekts einer Neurowissenschaft der Psychotherapie ist vielmehr ein vertieftes Verständnis der beteiligten neuronalen Prozesse innerhalb eines bio-psycho-sozialen Gesamtentwurfs von Psychotherapie.“ (Schiepek et al., 2011, S. 2) Diese Zielsetzung wäre durchaus wünschenswert. Wenn man allerdings regelmäßig (meist psychiatrisch ausgerichtete) Kongresse zu den Themen Medizin, Psychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie besucht und dabei die Werbestände der Pharmakonzerne kaum ignorieren kann und weiters auch ganz bewusst die Sponsoren dieser Veranstaltung wahrnimmt, kann einem als PsychotherapeutIn schon etwas „mulmig“ werden. Die Pharma-Lobby und die Lobby der PsychotherapeutInnen stehen in keinem Verhältnis zueinander. Daher scheint es mehr als angebracht, weiterhin aufmerksam den „Markt“ zu beobachten, um nicht das Szenario „Patienten in den Scanner schieben, eine Diagnose stellen und danach Psychopharmaka (ohne begleitende Psychotherapie) verschreiben“ wahr werden zu lassen. Hier näher auf die Wirkung von Psychopharmaka bzw. in diesem Zusammenhang auch auf die Kontroversen auslösende Neurotransmitter-Diskussion einzugehen, würde in diesem Rahmen zu weit führen. Abgesehen davon, konzentriert sich dieser Artikel auf die „neurowissenschaftliche Architektur des Geistigen“ (daher wird auch die aktuelle Debatte was die Neurotransmitter betrifft, ausgespart) – was uns direkt wieder zu Eric Kandel führt. Möglicherweise meint es dahingehend Kandel „gut“ mit der Psychotherapie, wenn er folgende Empfehlung ausspricht:

„Die Psychiatrie wurde durch wirksame neue Medikamente revitalisiert, und sie wird revolutioniert durch die Molekularbiologie, die Genetik und bildgebende Verfahren zur Untersuchung des Gehirns. Nun müssen wir die Stärke der Biologie und der kognitiven Psychologie einsetzen, um die Aufgabe in Angriff zu nehmen, diejenigen psychisch kranken Menschen zu heilen, denen eine medikamentöse Therapie nichts hilft. Wir müssen die Psychotherapie auf eine wissenschaftliche Grundlage stellen und ihre biologischen Konsequenzen erforschen, indem wir bildgebende Verfahren und andere empirische Evaluationswerkzeuge einsetzen. Auf diese Weise ist es uns vielleicht möglich zu erforschen, welche Form der Psychotherapie für verschiedene Kategorien von Patienten am wirksamsten ist.“ (Kandel, 2005; *Psychiatry, Psychoanalysis and the New Biology of Mind*/2012, S. 37f.) Ein weiteres großes Diskussionsfeld ist die „wissenschaftliche“ Anerkennung der Psychotherapie. Im Zuge psychotherapeutisch-neurowissenschaftlicher Literaturrecherche kommt einem immer wieder die „nicht-wissenschaftliche“ Psychotherapie und die „wissenschaftliche“ Neurowissenschaft unter. Es macht den Anschein als habe die Neurowissenschaft ein sehr „großes Selbstbewusstsein“ und die Psychotherapie ein eher „geringes Selbstbewusstsein“, wie auch Roth es wieder auf den Punkt bringt: „Die Freud'sche Seelenlehre und die damit verbundene psychoanalytische Therapie galt den Hirnforschern und den empirisch-experimentell arbeitenden Psychologen lange Zeit als Inbegriff unwissenschaftlichen Denkens und Handelns, und die Psychoanalytiker auf der anderen Seite wollten von einer empirischen Fundierung der Psychoanalyse nichts wissen. Dieses feindliche Verhältnis löst sich zur Zeit auf, und zwar zum einen, weil die Hirnforscher und die mit ihnen zusammenarbeitenden Emotionspsychologen und Neuropsychologen große Fortschritte bei der Erforschung des limbischen Systems gemacht haben und inzwischen auch über Methoden verfügen, psychische Erkrankungen und die mögliche Wirkung von Psychotherapie im Gehirn zu erfassen. Zum anderen haben viele Psychoanalytiker begriffen, dass ihre Theorie und psychotherapeutische Praxis nicht ohne eine strenge wissenschaftliche Fundierung auskommt. Dies ist allein schon wegen der Glaubwürdigkeit ihres Tuns erforderlich, aber auch deshalb, weil seitens des Gesetzgebers und der Krankenkassen zunehmend empirische Nachweise der Wirksamkeit von Psychotherapien gefordert werden.“ (Roth, 2015, S. 163f.)

Dennoch braucht sich die Psychotherapie nicht hinter den Neurowissenschaften „zu verstecken“ – beides hat in seinem Wirkkreis eine Berechtigung, wie Roth und Nicole Strüber, Psychologin und Neurobiologin, festhalten: „»Neuropsychotherapie« kann nicht bedeuten, dass Neurobiologen die Psychotherapie »feindlich übernehmen« [...]. Die Arbeit müssen die Psychotherapeuten und die Patienten selbst leisten, und zwar im Rahmen einer therapeutischen Allianz. Wie wir aber gesehen haben, ist die Zuarbeit der Neurobiologie im Sinne einer empirisch-experimentellen Grundlegung von Psychotherapie unabdingbar.“ (Roth & Strüber, 2014, S. 365f.) Ob diese empirisch-experimentelle Grundlegung tatsächlich „unabdingbar“ ist, sei für den Moment dahingestellt. Die Psychotherapiewissenschaft und ihre (grundlagentheoretische) Forschung schreitet immer mehr voran und ist daher nicht auf Versuch und Irrtum aufgebaut, wie an dieser Stelle ganz klar festgehalten werden muss: „Die wichtigste Aufgabe besteht darin zu erkennen, welche neuronalen Prozesse bei psychischen Erkrankungen gestört sind, und zwar auf der Ebene der Neuromodulatoren, die hier entscheidend sind, und zu überprüfen, was auf dieser Ebene und auf der hierauf aufbauenden Ebene der Interaktion limbischer Zentren bei einer erfolgreichen Psychotherapie geschieht. Ohne solche Erkenntnisse muss jede Psychotherapie ein Lernen nach Versuch und Irrtum ohne tiefergehendes Verständnis von den Mechanismen bleiben.“ (Roth & Strüber, 2014, S. 366)

2 Kritik an Psychotherapie und Neurowissenschaften

Ebenso wie man etliche Befürworter der Verschmelzung von Psychotherapie und Neurowissenschaften findet, findet man auch viele „Gegner“. Oft erweckt dieser Diskurs den Anschein, es handle sich um den altbekannten „Kampf“ Naturwissenschaften versus Geisteswissenschaften. Daher scheint es wesentlich, sich Argumente von beiden „Seiten“ anzuhören und die „Graustufen“ zwischen „Schwarz“ und „Weiß“ zu entdecken. Dass dies eine genuin psychotherapeutische „Herangehensweise“ ist, liegt auf der Hand. Obwohl man bei diesem oft sehr hitzig geführtem Disput gerade auf Seiten der PsychotherapeutInnen seine „blauen Wunder“ erlebt. (Böse Zungen würden an dieser Stelle jetzt behaupten, die NeurowissenschaftlerInnen „wüssten es ja nicht besser“.) Grundsätzlich scheint aber eine offene und interessierte Haltung von beiden Seiten angebracht. Es steht zu viel auf dem Spiel, als dass man dieses Thema aus persönlicher Kränkung heraus verunglimpfen sollte. Auszugsweise auch hier wieder ein paar deutschsprachige Literaturhinweise:

- Ist der Mensch noch frei (2006), Martin Hubert
- Das Gehirn – ein Beziehungsorgan (2008), Thomas Fuchs
- Subjektivität und Gehirn (2011), Thomas Fuchs et. al.
- Matthias Richter in Psycho-Logik, Aufklärung und neue Mythen (2011)
- Matthias Richter in Menschenbilder und Wissenschaftskulturen (2011)
- Matthias Richter in Formen menschlicher Personalität (2012)
- Neuromythologie (2012), Felix Hasler
- Lost in Cognition (2014), Èric Laurent
- Kritik der Neuropsychologie (2016), Hans Werbik & Gerhard Benetka

Das reduktionistische Menschbild ist ein ubiquitärer Vorwurf an die Neurowissenschaft, wie auch Martin Huber, Wissenschaftsjournalist, ausführt: „Geist und Psyche sind nicht von der materiellen Natur zu trennen, sondern darauf zu reduzieren. Das ist die zentrale Vorstellung eines reduktionistischen Menschenbilds, das von der Hirnforschung genährt wird. Der Zellenhimmel der Neuronen unter unserer Schädeldecke ist demnach alles andere als nur ein Instrument. Er ist der eigentliche Herr unserer geistigen und psychischen Leistungen. Geist und Psyche werden zu einer Nervensache.“ (Hubert, 2006, S. 20)

„Wir sind unser Gehirn“ und ähnliche Postulate findet man tatsächlich häufig in neurowissenschaftlicher Literatur. Auch dass demnächst psychische Aktivitäten in „Hirnsprache“ übersetzt werden könnten beziehungsweise auch umgekehrt, bis hin zu menschlichem „Gedankenlesen“: „Der Eindruck, geistige und psychische Vorgänge mittels bildgebender Verfahren mit Nervenaktivität verknüpfen zu können, befeuert natürlich reduktionistisches Denken. Der amerikanische Neuro-Philosoph Paul M. Churchland [...] meinte etwa schon in den 90er Jahren, dass sich irgendwann alle psychischen Tätigkeiten in Aussagen über Neuronenaktivitäten übersetzen lassen werden: »Ich leide« hieße dann: »Die Neuronen a und b feuern«. »Ich denke über den Menschen nach« wäre übersetzbar in: »Es feuern die Neuronen x, y und z.«“ (Hubert, 2006, S. 24) An dieser Stelle

stellt sich die Frage – selbst wenn man wüsste, dass die Neuronen x, y und z feuern – welche (lebens-)praktischen Konsequenzen könnte man daraus wohl ableiten? Dass dies bis heute nicht so ist, räumen selbst manche NeurowissenschaftlerInnen kleinlaut ein, was sie aber nicht daran hindert, weiterhin daran zu „glauben“ und danach zu „suchen“. Dennoch – und dies muss man bis zu einem gewissen Grad respektvoll anerkennen – gibt es Errungenschaften der Neurowissenschaften, die Menschen tatsächlich helfen, mehr als Psychotherapie und Psychopharmakotherapie: „Die zweite Entwicklung, die reduktionistisches Denken befördert, besteht im praktischen Fortschritt der Neurowissenschaften. Weltweit arbeiten Labore daran, psychische und geistige Zustände neuronal zu beeinflussen. So gibt es inzwischen dauerhaft ins Gehirn verpflanzte Elektroden, die mehr als hundert elektrische Reize pro Sekunde aussenden können. Solche »Hirnschrittmacher« unterdrücken nicht nur die zitterig-ruckartigen Bewegungen von Parkinsonpatienten, sondern werden auch schon bei der Behandlung von Psychosen, Zwangsstörungen oder Depressionen eingesetzt.“ (Hubert, 2006, S. 24) Wer jemals Patienten mit schweren Tics erlebt hat, weiß, dass diese „Hirnschrittmacher“ das Leben dieser Patienten ungemein erleichtern können. Vor allem wenn ihre Leidensgeschichte schon sehr lange andauert und keine andere Behandlung erfolgreich war. Aus psychotherapeutischer Sicht ist diese Option zumindest immer mitzudenken. Der deutsche Psychiater Thomas Fuchs stellt sich in seinem Resümee zur Verkörperten Subjektivität die Frage, ob das Subjekt im Gehirn sei: „Die Antwort lautet nein. Denn Bewusstsein ist keine Innenwelt, die sich mit ihren Hirnzuständen identifizieren ließe. Es entsteht nur im dynamischen Zusammenspiel von Gehirn, Organismus und Umwelt und überschreitet fortwährend die Grenzen des Gehirns ebenso wie des Körpers. Subjektivität ist das In-der-Welt-Sein eines verkörperten Wesens. Das von Philosophen viel diskutierte Gehirn-im-Tank, das ohne Körper nur mit geeigneter Stimulation ein solipsistisches Bewusstsein erzeugt, ist eine unsinnige Vorstellung. Ein solches Gehirn würde allenfalls eine völlig inkohärente neuronale Aktivität aufweisen, denn nur durch ständige Interaktion mit dem Körper und der Umwelt entstehen und stabilisieren sich die Ordnungsstrukturen des Bewusstseins ebenso wie die entsprechenden neuronalen Strukturen des Gehirns. Das Gehirn ist das Organ, das unsere Beziehung zur Welt, zu anderen Menschen und zu uns selbst vermittelt – ein Beziehungsorgan.“ (Fuchs, 2011, S. 59)

Ein Schüler Fuchs' und ein Psychotherapieforscher ist der Heidelberger Psychologe und Psychotherapeut Matthias Richter. Er beschäftigt sich mit der „Emanzipation“ in der Psychotherapie – aber vor allem (auch) mit der Neuropsychotherapie: „Die herkömmlichen Naturwissenschaften können den Menschen nur in seiner Abhängigkeit der von ihm äußeren Einflüsse in den Blick bekommen. Für einen solchen Blick stehen insbesondere die bildgebenden Verfahren in den aktuellen Neurowissenschaften [...]. Mit dem Einsatz der bildgebenden Verfahren in der Psychotherapieforschung gewinnt dieses naturwissenschaftliche bzw. neurobiologische Menschenbild nun auch innerhalb der Psychotherapie an Relevanz.“ (Richter, 2012, S. 171f.) Richter verweist auf die beiden Begriffe „nomothetisch“ versus „idiographisch“ beziehungsweise „erklären“ und „verstehen“: „Während der Mensch aus der naturwissenschaftlichen Perspektive als ein Gegenstand bzw. Geschehen nach allgemeinen Gesetzen erscheint, zeigt ihn die verstehende Perspektive als ein potentiell freies Individuum, das sich sein Gesetz selbst zu geben vermag.“ (Richter, 2012, S. 174) Richter weist auch vehement auf die „Verführungskunst“ der Neurowissenschaft und gleichzeitig auf Gefahren, die diese birgt, hin: „Genau diese Freiheit wird aber in der naturwissenschaftlichen Weltanschauung in Frage gestellt. Mit der Entwicklung der bildgebenden Verfahren setzt sich die

neurowissenschaftliche Sichtweise auf den Menschen auch im öffentlichen Bewusstsein immer stärker durch. Wenn heute die bunten Bilder der Tomographen nahezu alle Lebensvollzüge, alles Handeln, Fühlen und Denken zu ‚erklären‘ beanspruchen, dann weicht das Verständnis für die Würde der einzigartigen Person der Faszination für die neurobiologischen Messverfahren und nicht zuletzt den daraus folgenden Eingriffsmöglichkeiten.“ (Richter, 2012, S. 174) Felix Hasler ist Pharmazeut und mit der Materie, über die er schreibt, auf das Engste vertraut. Haslers Werk „Neuromythologie“ zu lesen, bringt vor allem eines: Spaß. Kaum ein anderer Autor schafft es mit derart viel Humor die Neurowissenschaft und ihre „Deutungsmacht“ zu kritisieren, ohne dabei aber jemals den Respekt vor dieser Disziplin zu verlieren: „Auf dem gleichermaßen verheißungsvollen wie gefährlichen Weg in die Moderne gilt es aber erst noch die Entwicklung vom intuitiv gefühlten Dualisten zum neurowissenschaftlich informierten und daher zum biologischen Materialismus konvertierten Zeitgenossen zu vollziehen. Widerwillig haben sich mittlerweile schon viele von den scheinbar überholten Vorstellungen von autonomem Geist und freiem Willen verabschiedet. Immerhin, auch in der Selbstwahrnehmung als evolutionsgesteuerter Bioautomat ohne tieferen Sinn und Zweck lässt es sich ja ganz gut leben. Mit der konsequenten Umsetzung im Alltag hapert es ohnehin. Es ist schließlich sehr unwahrscheinlich, dass wir die Selbst-Zerebralisierung eines Tages soweit verinnerlicht haben, dass wir sagen werden: »Oh, mein Gyrus fusiformis ist heute wieder einmal ganz schlecht durchblutet, ich hätte ja vorhin meinen Nachbarn fast nicht erkannt.«.“ (Hasler, 2012, S. 64) Abschließend und der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, dass nicht nur Psychoanalytiker, sondern auch (manche) Psychologen ihre „liebe Not“ mit den Neurowissenschaften haben, wie Èric Laurent, selbst Psychoanalytiker, beschreibt: „Die Modalitäten der Einschreibung der Erfahrung in das Nervensystem, seine Formbarkeit, haben das Modell des Lernens rehabilitiert. Unter dem Namen des behavioristischen Kognitivismus ist eine neue Reduktion der menschlichen Erfahrung auf das Erlernen zurückgekehrt. Sie stützt sich in ihrer Beschreibung nicht nur auf die Beobachtung von Verhaltensweisen, sondern auch auf die mittels MRT (Magnetresonanz-Tomographie) und PET (Positronen-Emissions-Tomografie) erzielte zerebrale Bildherstellung. Dank der Auslegung dieser Bilder gibt diese neue Psychologie vor, ihren Platz unter den Neurowissenschaften eingenommen zu haben.“ (Laurent, 2008; Lost in Cognition: Psychanalyse et sciences cognitives/2014, S. 13) Auch hier kommt wieder der implizite Wunsch nach wissenschaftlicher Anerkennung und Eingliederung in die angesehenen Neurowissenschaften zum Tragen: „Gewisse Psychoanalytiker ermutigen ihre Kollegen dazu, denselben Weg wie die Psychologen einzuschlagen. Es gäbe innerhalb der Vielfalt der Kognitionsmodelle einen Platz für die Freud’schen unbewussten Vorgänge. Manche denken, dass die Zeit gekommen ist für eine Übersetzung der subjektiven Prozesse in Begriffe des neuronalen Netzes. Dies ist der Irrtum der Kognitivismustheoretiker, aber auch der Anhänger der kognitivistischen Psychoanalyse, die glauben, dass die Neurowissenschaften im Grunde genommen die Entdeckungen Freuds und Lacans bestätigen.“ (Laurent, 2008; Lost in Cognition: Psychanalyse et sciences cognitives/2014, S. 13f.) Die beiden österreichischen Professoren für Psychologie, Hans Werbik (emeritiert) und Gerhard Benetka beschäftigen sich mit der Entwicklung der Neuropsychologie an österreichischen Universitäten und stehen dem Zusammenschluss von Neurowissenschaften (und in diesem Fall) der Psychologie sehr kritisch gegenüber: „Die Neuropsychologie – wie überhaupt die Neurowissenschaften – wird heute überbewertet. Und zwar von Wissenschaftlern ebenso wie von den Medien. Im Folgenden geht es ausschließlich um die Rolle, die neurowissenschaftliche Erkenntnisse in

der Psychologie spielen. Unsere Ausgangsthese lautet, dass die Überbewertung der Neurowissenschaften der Psychologie eher schadet als nützt.“ (Werbik & Benetka, 2016, S. 7)

3 *Neuropsychotherapeutische Ansätze*

Die Bestrebungen Psychotherapie und Neurowissenschaften zu einer einzigen Therapieschule verschmelzen zu lassen sind überschaubar, vor allem wenn es um konkret ausgearbeitete Konzepte geht. Deutschsprachige psychotherapeutische Fachliteratur zum Thema „Neuro-Psychotherapie“ lässt sich nur spärlich finden:

- Psychologische Therapie (2000), Klaus Grawe
- Neuro-Psychoanalyse. Eine Einführung mit Fallstudien (2003), Karen Kaplan-Solms & Mark Solms
- Neuropsychotherapie (2004), Klaus Grawe
- Der Personzentrierte Ansatz und die Neurowissenschaften (2007), Michael Lux
- Systemische Hirngespinnste (2009), Reinert Hanswille
- Heilung durch Beziehung (2010), Elisabeth Turecek
- Gehirn und Psyche (2010), Bonnie Badenoch
- Neurobiologie für den therapeutischen Alltag (2011), Helmut Bonney
- Psychoanalyse und Neurowissenschaften (2015), Marianne Leuzinger-Bohleber et. al.
- Praxis der Neuropsychotherapie (2015), Gabriele Eßing
- Individualpsychologie und Neurowissenschaften (2017), Susanne Rabenstein

Es lässt sich auch hier eine gewisse Faszination der Paarung Psychotherapie und Neurowissenschaften nicht abstreiten, wie auch dieser Artikel bezeugt.

Im deutschsprachigen Raum beschäftigte sich bereits Mitte des letzten Jahrhunderts der österreichische Psychologe Hubert Rohrer mit dem Gehirn und der Psyche („Die Arbeitsweise des Gehirn und die psychischen Vorgänge“, 1967), sowie später auch sein Schüler Niels Birbaumer (zum Beispiel: „Dein Gehirn weiß mehr, als Du denkst“, 2014). Auch gibt es immer wieder aktuelle Forschungsströme, die tatsächlich neue und interessante Aspekte in der psychotherapeutischen Arbeit hervor- beziehungsweise in die Psychotherapie einbringen. Zu erwähnen wäre an dieser Stelle die Forschung zur Biologischen Neuropsychotherapie am Münchner Max Planck Institut. In der derzeit größten weltweiten Psychotherapiestudie wird versucht, die passgenaue Psychotherapie für Patienten zu erforschen. Mittels Psychopharmaka, Einzeltherapiesitzungen und MRT-Scans wird untersucht, wo und wie genau und vor allem wie individuell Psychotherapie biologisch im ganzen Körper wirkt. Ein weiteres, erwähnenswertes Projekt ist das Wiener Institut für Neuropsychotherapie unter der Leitung des Psychotherapeuten Thomas Ch. Weber. Er beschäftigt sich mit traumatisierten Patienten und sein Konzept des Traumafokus® ist eine tiefenpsychologische und körperorientierte Methode zur Verarbeitung von psychischem Stress, Trauma und chronischem Schmerz. Es ermöglicht eine spontane, unmittelbare Verarbeitung traumatischer Belastungen im Gehirn. In beiden Fällen handelt

es sich um Versuche, neurowissenschaftliche Erkenntnisse für die Weiterentwicklung der Psychotherapie zu nutzen beziehungsweise neuropsychotherapeutische Interventionen zu etablieren.

In der oben angeführten Literatur finden sich renommierte Psychotherapieschulen, die gerne von den Neurowissenschaften profitieren möchten oder auch schon einen gewissen Gewinn für ihren therapeutischen Ansatz erkennen können. Meist handelt es sich allerdings um bloße psychotherapeutische Verbindungen beziehungsweise Interventionen, die durch neurowissenschaftliche Erkenntnisse (vermeintlich) untermauert und belegt werden. Die unterschiedlichen Therapierichtungen versuchen nicht eine eigenständige (neue) Psychotherapieschule zu etablieren, sondern vielmehr, ihre eigenen Schulen mit neurowissenschaftlichen Erkenntnissen einerseits aufzuwerten, aber auch ihr praktisches Tun effizienter für ihre PatientInnen zu gestalten. Die amerikanische Psychotherapeutin Bonnie Badenoch zum Beispiel versucht, neurowissenschaftliche Erkenntnisse in ihre Therapien einfließen zu lassen: „Wenn die Aufmerksamkeit eines Patienten einmal bei einem problematischen Bereich ist, sollten wir ermöglichen, zu den Wurzeln des Themas zu gelangen. Wenn man neurale Netze, die dissoziierte Energie und Informationen enthalten, einladen möchte, sich zu öffnen, ist es nützlich, die Patienten aufzufordern, sich auf ihren Körper zu konzentrieren, wenn sie an das Problem denken, und dann aufmerksam bei allen auftauchenden Empfindungen zu bleiben. Man kann das so verstehen, dass am Beginn der rechtsseitigen vertikalen Integration von Körper, limbischer Region und Cortex Wurzeln gebildet werden. Wenn unsere Patienten einmal den fokalen Punkt des Körpergefühls gefunden haben und mit ihm in Kontakt sind, bitten wir sie, einfach eine Weile bei dieser Empfindung zu bleiben. Wenn man zu schnell zu Worten übergeht, kann sie das zu schnell zur linken Seite ziehen, wobei dann nicht zugelassen oder ermöglicht wird, dass sich die auftauchenden Zustände vertiefen.“ (Badenoch, 2008; *Being a brain-wise Therapist/2010*, S. 318) So oder so ähnlich versuchen PsychotherapeutInnen vieler Therapieschulen neurobiologische Überlegungen in ihre Therapierichtung zu integrieren. Gabriele Eßing baut mit ihrem Werk „Praxis der Neuropsychotherapie“ (2015) auf die Neuropsychotherapie von Grawe auf: „Das Verständnis der zugrunde liegenden Gesetzmäßigkeiten und des Gehirns stellt eine zusätzliche Möglichkeit dar, therapeutische Annahmen und Vorgehensweisen zu überprüfen (Grawe 2004).“ (Eßing, 2015, S. 12) Eßing befindet sich bezüglich der Schulenpluralität im gleichen Fahrwasser wie Grawe, auch sie plädiert für eine einheitliche Therapieschule: „Damit wird der Weg frei für eine Psychotherapie jenseits der bisherigen Einteilung in Psychotherapieschulen. Jede der Schulen reduziert die Komplexität der menschlichen Psyche auf wenige, oft nicht nachweisbare Prämissen. Die Frage danach, ob psychische Konflikte gedeutet werden, wie es in den psychodynamischen Verfahren geschieht, oder eher als Ergebnis von Lernprozessen und dysfunktionalen Gedanken, wie in der Verhaltenstherapie postuliert, dient weniger dem Wunsch nach Erkenntnis oder dem Wohl des Kranken, sondern eher dem Erhalt der Therapieschulen selbst.“ (Eßing, 2015, S. 12)

Eßing wünscht sich einen Zusammenschluss erfolgreicher therapeutischer Verfahren, die empirisch belegt sind und mit neurobiologischen Erkenntnissen angereichert sind: „Sinnvoller wäre es, quer zu den Annahmen der Schulen die Theoriebausteine und die psychotherapeutischen Verfahrensweisen zu wählen, die sich nicht nur als empirisch erfolgreich erwiesen haben, sondern zugleich durch neurowissenschaftliche Erkenntnisse untermauert werden können.“ (Eßing, 2015, S. 12) Zusammengefasst heißt dies, dass es einige VertreterInnen von Psychotherapieschulen gibt, die mit

den Neurowissenschaften „liebäugeln“ und die es als sinnvoll erachten, neurobiologisches Wissen in ihre Therapieansätze einfließen zu lassen. Ganz klar gilt dies nicht für Grawes Neuropsychotherapie – sein Ansinnen war es zu Lebzeiten, eine eigenständige und allgemeine Verschmelzung von Psychotherapie und Neurowissenschaften zu fundamentalisieren. Die Neuro-Psychoanalyse wünscht sich eine wissenschaftliche Vereinigung mit der Neurobiologie, wenn sie auch nicht eine universelle Therapieschule gründen wollte, aber ihr Ansinnen war ganz klar eine Aufwertung ihrer eigenen Therapieschule.

Somit kann zusammengefasst werden, dass die einzigen beiden Therapieschulen, die bis dato eine Verschmelzung von Psychotherapie und Neurowissenschaften herbeisehn(t)en, die **Neuropsychotherapie** nach Grawe und die **Neuro-Psychoanalyse** von Kaplan-Solms und Solms, sind – beziehungsweise waren. Mit dem tief verwurzelten Wunsch eine eigenständige, anerkannte und für eine allgemeine Ausbildung geeignete **Neuropsychotherapie/Neuro-Psychoanalyse Schule** zu etablieren. Wie wenig Durchschlagskraft dieser Wunsch allerdings besaß, erkennt man daran, dass es bis heute kein neuropsychotherapeutisches Fachspezifikum gibt, mehr noch: Ein derartiges Vorhaben ist weit und breit nicht in Sicht. Einerseits kann dies natürlich am unvorstellbaren Aufwand liegen, dass ein derartiges Ansinnen mit sich bringt. Andererseits kann es aber auch daran liegen, dass sich eine neuropsychotherapeutische Schule aus oben diskutierten Gründen einfach nicht durchsetzt, da sie keine klinische Relevanz besitzt. Was wiederum eindeutig für den **Fortbestand des Methodenpluralismus** spricht.

4 Literaturverzeichnis

- Badenoch, B. (2010). *Gehirn und Psyche: Interpersonelle Neurobiologie als Grundlage einer erfolgreichen therapeutischen Praxis* (1. Auflage). Freiburg im Breisgau: Arbor Verlag (Original work published 2008; Being a brain-wise Therapist).
- Böker, H., & Seifritz, E. (2012). Vorwort. In H. Böker & E. Seifritz (Hrsg.), *Psychotherapie und Neurowissenschaften: Integration - Kritik - Zukunftsaussichten* (1st ed., S. 11–12). Bern: Verlag Hans Huber.
- Braus, D. F. (2014). *Ein Blick ins Gehirn: Psychiatrie als angewandte klinische Neurowissenschaft* (3., aktualisierte Auflage). Stuttgart: Georg Thieme Verlag KG.
- Eßing, G. (2015). *Praxis der Neuropsychotherapie: Wie die Psyche das Gehirn formt* (1. Auflage). Berlin: Deutscher Psychologen Verlag.
- Fuchs, T. (2011). Verkörperte Subjektivität. In T. Fuchs, K. Vogeley, & M. Heinze (Hrsg.), *Subjektivität und Gehirn* (2007th ed., S. 49–62). Lengerich, Berlin: Pabst Science Publishers, Parodos Verlag.
- Hasler, F. (2012). *Neuromythologie: Eine Streitschrift gegen die Deutungsmacht der Hirnforschung* (4., unveränderte Auflage 2014). XTexte. Bielefeld: transcript.
- Henningsen, P. (2017). Geleitwort. In *Psychotherapie und Neurobiologie: Neurowissenschaftliche Erkenntnisse für die psychotherapeutische Praxis* (1st ed., S. 7–8). Stuttgart: Kohlhammer Verlag.

- Hubert, M. (2006). *Ist der Mensch noch frei? Wie die Hirnforschung unser Menschenbild verändert*. Düsseldorf: Walter Verlag.
- Kandel, E. R. (2012). *Psychiatrie, Psychoanalyse und die neue Biologie des Geistes* (4. Auflage 2012). *Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft: Band 1860*. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Original work published 2005; Psychiatry, Psychoanalysis and the New Biology of Mind).
- Laurent, É. (2014). *Lost in cognition: Psychoanalyse und Neurowissenschaften*. Wien: Verlag Turia + Kant (Original work published 2008; Lost in Cognition: Psychanalyse et sciences cognitives).
- Richter, M. (2012). Wissenschaft und Person – Zur Herausforderung der Psychotherapie durch das neurowissenschaftliche Menschenbild. In A. T. v. Poser, T. Fuchs, & J. Wassmann (Hrsg.), *Schriften des Marsilius-Kollegs: Vol. 9. Formen menschlicher Personalität: Eine interdisziplinäre Gegenüberstellung* (Vol. 9, S. 171–199). Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Roth, G. (2003). *Fühlen, Denken, Handeln: Wie das Gehirn unser Verhalten steuert* (Neue, vollständig überarbeitete Ausgabe). *Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft: Vol. 1678*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Roth, G. (2015). *Aus Sicht des Gehirns* (4. Auflage, vollständig überarbeitete Neuauflage). *Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft: Band 1915*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Roth, G., & Strüber, N. (2014). *Wie das Gehirn die Seele macht* (2. Auflage). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Rüegg, J. C. (2011). *Gehirn, Psyche und Körper: Neurobiologie von Psychosomatik und Psychotherapie* (5., aktualisierte und erweiterte Auflage). Stuttgart: Schattauer.
- Schiepek, G., Heinzl, S., & Karch, S. (2011). Die neurowissenschaftliche Erforschung der Psychotherapie. In G. Schiepek (Ed.), *Neurobiologie der Psychotherapie* (2nd ed., S. 1–34). Stuttgart: Schattauer.
- Werbik, H., & Benetka, G. (2016). *Kritik der Neuropsychologie: Eine Streitschrift* (Originalausgabe). Gießen: Psychosozial-Verlag.

Autorin

Mag.^a Karin Skop, BA. pth.

Adresse: Sigmund Freud Privatuniversität Wien, Freuplatz 1, 1020 Wien

Tel. +43 (0) 676 43 40 607

Email: skop.karin@gmail.com

Tätig als Qualitätsbeauftragte im psychosozialen Angebotsbereich des Hilfswerk NÖ. Forschungstätigkeit im Rahmen der Psychotherapiewissenschaft zum Thema Psychotherapie und Neurowissenschaften.